

TRANSPORT DURCH RUSSLAND 1945

Wir wurden in Sofia in Waggonen verladen. Die bulgarischen Genossen hatten sich freundlich von uns verabschiedet. Dann saßen wir im Zug. Es war eine triste finstere Fahrt. Verpflegung gab es nicht, auch nicht für das russische Begleitpersonal. Es war einfach nichts da.

Einer hatte ein Kanten Brot im Brotbeutel. Er saß in einer Ecke zusammengekauert und kaute. Alle starrten auf ihn. Guckten ihm jeden Bissen in den Mund. Es hatte nichts Menschliches mehr, dieses auf den Bissen Brot starren. Sie hockten da wie die Ratten.

Der Zug schien seit Jahren an denselben Stellen gehalten zu haben zum Pinkeln und Scheißen. Es war ein einziges Dreckloch neben den Schienen. Es war kalt. Jeder ging nur ein paar Schritte und hockte sich hin, um rasch wieder in den Waggon zu kommen.

Einer im Waggon war gestorben. Ein russischer Begleitsoldat kam mit einer Bahre, bedeutete uns, den Toten darauf zu legen und zog dann mit uns los. Wir stolperten über unebenen gefrorenen Boden zu einem Haus oder richtiger einer Kiste, einige hundert Meter weit weg. Er klopfte. Die Tür wurde von einem alten Mann aufgemacht. Es entspann sich eine heftige Diskussion. Wir verstanden natürlich kein Wort. Nur soviel war klar, unser Soldat wollte den Toten da abgeben und sie wollten ihn nicht haben. Dann wurde uns die Tür vor der Nase zugeknallt.

Er versuchte es noch in einer zweiten halbverfallenen Hütte. Mit genau so wenig Erfolg. Zu einer dritten und vierten, die weiter weg zu sehen waren, guckte er nur rüber, guckte dann zurück zu unserem Zug. Sagte: „Dawei! Dawei! Ein Wort, das wir später noch oft hören sollten. Sowas wie Los! Los! oder schnell! schnell!

Er bedeutete uns, den Toten von der Bahre zu kippen. An den Straßenrand. Vielleicht war's auch gar keine Straße. Dann ging es so schnell wie möglich zurück zum Zug, damit er nicht abfuhr, bevor wir ihn erreichten. In dieser Einöde und Kälte wären wir verloren gewesen.

Wir fuhren Tage und Tage. Wir sahen Vernichtung. Überall Vernichtung. Niedergebrannte Häuser und Hütten. Kein einziges Haus, das noch bewohnbar war. Tausende von Kadavern toter Kühe und Pferde, die mit aufgeblähten Bäuchen da lagen und die Luft verpesteten.

Acht Tage dauerte die Fahrt.

LAGER 280/18

Wir kamen zum Kriegsgefangenenlager 280/18 bei Stalino. Etwa dreitausend Gefangene gab es dort. Deutsche, Polen und noch einige andere. Es herrschte ein rüder Ton. Militärische Disziplin wie zu Nazizeit. Mit strammstehen und grüßen. Der Lagerälteste war ein polnischer Offizier, ein Faschist. Die Einheiten existierten weiter wie im Krieg. Morgens Appell bei Schnee und Eis und schlecht bekleidet, und der Lagerkommandant, eben jener Pole, schritt die Front ab.

Die Gefangenen bedrohten und beschimpften uns bei unserer Ankunft. „Vaterlandsverräter! Brüdermörder! Aufhängen!“ und ähnliche freundliche Worte waren die Begrüßung. Jeder war in diesem Lager der Feind des anderen. Nachts wurden den Schlafenden die Mäntel abgeschnitten. Daraus machten sich andere Fußklappen oder Wickelgamaschen. Die Schuhe oder Stiefel legte man unter den Kopf, damit sie einem nachts nicht geklaut wurden.

Zum Brotholen für eine Baracke ging eine ganze Kolonne und sogar die wurde mitunter überfallen und ihr das Brot weggenommen.

Das Brot wurde gewogen. Jeder kriegte 300 Gramm am Tag. Es wurde in dicke Scheiben geschnitten, und wenn's nicht ganz hinkam, wurde ein zusätzlicher Würfel mit einem Holzspan darauf gespießt. Das Mißtrauen untereinander war so groß, daß die meisten Gefangenen sich selbst kleine Waagen konstruiert hatten, mit denen sie das Brot nachwogen.

Die Baracken waren armselig. Man schlief auf dem Fußboden, eng aneinander, auch um die Wärme zu halten. Wenn jemand nachts raus mußte, gab's rüde Schimpfereien. Kranke, vor allem Blasenkranke wurden rücksichtslos an die Barackentür gedrängt, wo es zog und ihre Überlebenschance noch geringer war.

Von der vielgepriesenen Kameradschaft war da nichts mehr. Die war drauf gegangen am Ende dieses Krieges, in Hunger, Kälte, Krankheit und Tod.

Viele starben. Bei vielen war Krankheit die Hoffnung. Sie pflegten ihre Phlegmone, rieben Salz in die Wunden, damit sie nicht heilten. Kranke, die nicht mehr arbeiten konnten hatten die Chance entlassen zu werden.

Zwischen diesen zerlumpten Gestalten liefen der Kommandant und noch etliche von seiner Sorte wie die Gockel umher, in maßgeschneiderten Uniformen. Es war wirklich ein Hohn.

Die Lagerleitung bestand aus Gefangenen. Da gab es den Lagerältesten oder Kommandanten und dann den Leiter des antifaschistischen Aktivs. Die russische Wachmannschaft war außerhalb des Lagers.

Für das geringste Vergehen wurden die Leute ins Strafbataillon gesteckt. Unter Umständen für eine geklaute Kartoffel. Das Strafbataillon war ein Alptraum: Normale Arbeit, geringeres Essen. Nachts Latrinen säubern. Wenn die Arbeitsnormen nicht erfüllt wurden, weiter reduziertes Essen. Es war ein Kreislauf, aus dem es kein Entrinnen gab. Die Chance das heil zu überstehen, war gleich null.

Die Strafen verhängte der Kommandant. Jener in seinem geschniegelten Dress, der da wie eine Modepuppe rumlief, während andere Gefangene nicht mal ein Hemd hatten.

Es dauerte nicht lange, da stand ich mit der Lagerhierarchie auf Kriegsfuß. Ich dachte nicht daran, irgendwelche „Vorgesetzte“ zu grüßen: „Rutschen sie mir den Buckel runter. Sind wir hier bei der Wehrmacht? Die Zeit ist ja wohl vorbei!“ antwortete ich auf Anranger wegen Nichtgrüßens.

Es ging alles noch zu wie beim Barras. Man hatte mir einen Zug gegeben und morgens mußte gemeldet werden, wieviel Leute in jedem Zug angetreten waren, wieviel krank waren und so was. Die anderen Zugführer machten das mit Hackenzusammenschlagen und Unteroffiziersstimme. Ich hielt nichts vom Hackenzusammenschlagen und dem übrigen Klimbim und hab ohne übermäßigen Stimmaufwand gesagt, wieviel Leute in meinem Zug waren und wieviel aus welchem Grund fehlten. Das paßte den sogenannten „Vorgesetzten“ nicht. Und es paßte ihnen nicht, daß ich mich weigerte, einen von den Leuten aus meinem Zug mit zur Arbeit zu nehmen. Er hatte kein Hemd und es war 20 Grad kalt.

Das antifaschistische Aktiv trug seinen Namen zu Unrecht. Die einen, die da drin waren, waren keine Antifaschisten. Die brauchten das Aktiv nur als Machtinstrument. Und die andern waren keine Aktivisten. Sie trauten sich nicht mal den Mund aufzumachen.

Die Gefangenen waren apathisch und ließen alles mit sich geschehen. Als ich bei einer Lagerversammlung als einziger gegen etliches protestierte, was sich so im Lager tat, meinten selbst meine Genossen: „Laß das. Du kommst dabei unter den Schlitten. Die

nehmen's gewaltig krumm, wenn du sie so madig machst.“

Aber ich fand, die einzige Möglichkeit was zu ändern, war eben den Mund aufzumachen und möglichst laut zu sagen, was falsch war, wie zum Beispiel die Art, wie das Strafbataillon geführt wurde, wo die Leute immer weiter unter die Norm absackten und kaputt gingen.

Dann war da noch der Ärger mit dem Woyna Pleni-Abzeichen. Kriegsgefangener heißt auf russisch Woyna Pleni. Wir sollten dies W.P. auf unsere Uniform nähen. Ich hab mich geweigert: „Ich bin kein Kriegsgefangener. Ich näh's nicht an.“

Die Russen glaubten uns nicht, daß wir als Partisanen in Griechenland gekämpft hatten. Die Papiere waren auf unserem Transport von Sofia verloren gegangen. Sie behaupteten: „Sowas hat es in diesem ganzen Krieg nicht gegeben.“ Nachts wurde ich von der NKWD zum Verhör geholt. Und mitunter fragten sie nur: „Was wird's morgen für Wetter?“

Daß sie mißtrauisch waren, hab ich ihnen nicht übel genommen. Aber, daß sie ausgerechnet dem Hensch mehr glaubten als mir, kränkte mich doch. Wir hatten ihn in Griechenland, ganz zum Schluß, aufgegabelt und mitgenommen. In Saloniki. Jetzt behauptete er, er habe damals ein halbes Arsenal von Waffen mitgebracht und mir übergeben. Und er war's auch der behauptete, ich sei bei Angriffen immer betrunken gewesen, weil ich „Sito“ und „trittos Lochos“ gerufen hätte.

Dieser Hensch war mir von Anfang an suspekt. Wir wußten nicht, was er vorher gemacht hatte. Ich dachte damals, wenn wir ihn bei uns behielten und mitnahmen, könne er am wenigsten Unheil anrichten. Später könne man ja immer noch feststellen, was mit ihm war.

Die beiden Offiziere von der NKWD waren mir nicht unsympathisch. Und sicher war's für sie schwer herauszufinden, wer von uns beiden die Wahrheit sagte. Ich schlug ihnen vor: „Laßt mich den Hensch vernehmen. Tut so, als glaubt ihr mir schon. Ich kann genauere Fragen stellen.“

Erst wollten sie nicht. Aber schließlich meinte der Leutnant Kolka: „Kann ja nichts schaden.“

Sie ließen Hensch holen und ich verhörte ihn. Er war von vornherein dadurch verunsichert, daß ich tat, als sei ich ein Herz und eine Seele mit der NKWD. Ich bat sie um eine Zigarette, die sie mir gaben.

In kürzester Zeit hatte Hensch lauter widersprüchliche Angaben über Menge, Kaliber, Waffenart usw. gemacht, die er angeblich mitgebracht hatte. Zum Schluß gab er zu, er hätte nur einen Revolver bei sich gehabt. Da haben sie mir denn endlich geglaubt.

Dann wurde ich Leiter des Strafbataillons. Leutnant Kolka warnte mich: „Versuch nicht, die Norm durch Gewalt zu erreichen. Darauf warten 'ne Menge Leute.“

Es gelang tatsächlich die Leistung zu erhöhen. Natürlich nicht sofort. Ich hatte den Gefangenen aus dem Strafzug versprochen, daß ihre Ration bei einem Leistungsanstieg erhöht würde, auch dann, wenn die Norm noch nicht erreicht sei. Es hat mich etliche Mühe gekostet, mein Wort zu halten. Es half sehr, als sie merkten, daß ich nicht bloß leere Worte machte. Als ich hinkam, waren sie völlig apathisch, hatten sich einfach aufgegeben.

Eines Tages war ich mit ihnen auf einem zugefrorenen See. Wir waren dabei, Eisenträger einer zerstörten Brücke abzusägen. Ich war ein Stück beiseite gegangen. Plötzlich warf einer der Strafgefangenen sich schreiend neben mich auf's Eis und schrie: „Er hat mich geschlagen!“ Darauf stürzten sich ein paar andere auf ihn: „Du Lügner! Wir haben gesehen, daß er dich überhaupt nicht angerührt hat.“

Da wußte ich, daß ich gewonnen hatte bei ihnen. Sonst hätten sie sich einfach ab-

gewandt und nicht gekümmert. Ich weiß nicht, warum der andere schrie, ich hätte ihn geschlagen. Vielleicht hatte man ihn bestochen.

Nach einiger Zeit gelang, es, die Norm zu erreichen. Und damit die Essenration weiter zu erhöhen. Es gelang auch, ein paar vorzeitig aus dem Strafbataillon rauszukriegen. Bei anderen war das erst später möglich, als ich Aktivältester geworden war.

Die Jahreszeiten gingen und wir wanderten zum E-Werk, das eine Ruine war. Am Lagertor erwarteten uns die russischen Wachmannschaften. Wir gingen in Fünferreihen, eine Reihe hinter der anderen. Ich weiß nicht wieviele Kilometer. Eine Stunde. Über weites, offenes Feld. Kein eigentlicher Weg, nur der, den wir immer wieder trampelten. Mitunter fegte Schnee darüber und eisiger Wind, der durch das Zeug bis auf die Knochen ging. Man stolperte mit müden Füßen über die Erde, die uneben war und rau, eben ein Feld. Diese fünf Trampelpfade in dem weiten Land, die in der Ferne verschwanden, seh ich noch heute.

Mitunter, zum Frühjahr hin, wenn die Sonne schon Macht hatte, war die Erde aufgeweicht und das Gehen war mühsam. Man versank bis an die Knöchel im Matsch.

Ich entsinne mich, daß man mir einmal Filzstiefel gegeben hatte. Es war herrlich. Gut zu gehen. Warme Füße wie nie. Am Tag hatte es getaut. Abends war der Boden aufgeweicht. Die Filzstiefel saugten sich voll, wurden zu unförmigen schweren Klumpen, die sich im Boden festsaugten. Es hat mich die letzte Kraft gekostet ins Lager zu kommen. Nie wieder hab ich Filzstiefel angezogen.

Genauso erging es mir mit einem Schafpelz, den mir eine wohlmeinende Seele eines Morgens gab. Herrlich warm war er. Der Wind pustete nicht durchweg. Nur, nach einer Viertelstunde war ich naß von Schweiß. Er war so schwer, daß man sich nur noch mühsam vorwärtsschleppte. Auch den hab ich gleich wieder zurückgegeben und mich lieber an meinen alten verschlissenen Militärmantel gehalten.

Nur einmal hab ich bedauert, weder den dicken Mantel noch die Filzstiefel zu haben. Das war, als ich bei 35 Grad Kälte auf einem der Lagertürme Wache hatte. Es war, als schösse die Kälte in die Stiefelschäfte. Ich füllte sie mit altem Laub. Acht Stunden lang bin ich in dauernder Bewegung gewesen. Hab die Füße gerollt in den Stiefeln, bin gesprungen und gehüpft. Hab Nase und Ohren gerieben. War gut, daß unsere Mützen Ohrenklappen hatten. Ich war völlig erschöpft, als ich abgelöst wurde. Aber ich hab mir nichts erfroren.

Nur eine Erinnerung daran hab ich behalten, eine Winzigkeit. Einen Strich oberhalb der Zehen am rechten Fuß. Da, wo das Schuhleder einen Knick macht, war ein Streifen Haut erfroren. Der Streifen ist noch heute sichtbar.

An Wachen im Sommer entsinne ich mich, die mir sehr viel Spaß machten. Übrigens Wachen: Im Lager selbst, einschließlich der Wachtürme, waren nur die Gefangenen. Die russischen Posten waren außerhalb des Lagers.

Im Sommer war Gras rings um unser Lager. Und es gab allerliebste Tiere. Erdmännchen hab ich sie getauft. Vielleicht heißen sie sogar so. Die hab ich oftmals beobachtet.

Sie wohnen in Erdhöhlen und benehmen sich ganz possierlich. Sehen aus wie kleine lustige Eichhörnchen. Graubraun. Sie setzen sich auf die Hinterbeine und mit ihren Vorderfüßen biegen sie die Grashalme zu sich runter und nagen an den Rispen. Einer oder zwei stehen Wache, und sowie die pfeifen, sind sie alle wie der Blitz in ihren Höhlen verschwunden. Und dann dauert's 'ne Weile, bis die erste Nase wieder irgendwo rausguckt. Ich hab gelernt ihren Pfiff nachzuahmen und hab mich auf die Weise mit ihnen unterhalten.

Kaninchen gab's natürlich auch. Die russischen Posten schossen mitunter nach ihnen, oder sie knallten auch einfach mal so in die Luft.

Das E-Werk lag im Osten des Lagers. Die Sonne ging auf, wenn wir losmarschierten und sie ging unter, wenn wir auf dem Rückmarsch waren.

Mir ist, als hätte diese Sonne mir Monate und Monate jeden Morgen und jeden Abend in die Augen gebrannt. In meiner Erinnerung stand die Sonne immer so am Horizont, daß man die Augenlider nicht heben konnte, weil's so weh tat. Morgens im Osten und abends im Westen. Wahrscheinlich hab ich eine Bindehautentzündung gehabt. Kurzfristig wurde ich vom Aktiv aufgefordert über die Stellung der Frau in der Gesellschaft zu sprechen.

Sie hatten eine Versammlung einberufen und mir erst ein paar Stunden vorher gesagt, daß ich sprechen sollte. Vielleicht erhoffte man sich davon, daß ich mich blamieren würde mit einer unvorbereiteten Rede und außerdem war das Thema auch nicht dazu angetan, sich Freunde zu schaffen.

Ich hab mich auf der Versammlung dann erst dafür entschuldigt, daß ich nicht vorbereitet wär, denn . . . Da kam schon ein böser Zwischenruf: „Interessiert nicht! Zum Thema!“

Dann hab ich über die Rolle der Frau in der bürgerlichen Gesellschaft gesprochen, darüber, daß sie durch den Mann korrumpiert sei, der das Geld verdiene und sie unterhalte.

Da kam dann einiges auf mich zu: „Meine Frau ist keine Hure“ und etliches mehr von der Sorte.

Ein Oberleutnant war der einzige, der kapierte und mir beistand: „So hab ich's bisher nicht gesehen. Aber der Mann hat Recht.“ Ich hab mich später mitunter mit ihm unterhalten. Recht gern. Er war Nazi gewesen und machte kein Hehl daraus.

DAS ELEKTRIZITÄTS-WERK

Das E-Werk, unser Arbeitsplatz, war ein einziger Trümmerhaufen. Alles mußte auseinander und später wieder sinnvoll zusammengefügt werden. Das E-Werk hatte eigene Wachen. Unsere Lagerwachen blieben draußen.

Wir waren wie ein Haufen Ameisen, die einen vollkommen zerstörten Bau wieder brauchbar machen wollen. Hier zupften ein paar, da sägten einige. Alles mit völlig unzureichenden Mitteln. Eisenbahnschienen wurden abgesägt. Wenn man sich umsah, wieviele da gesägt werden sollten, war das allein eine Beschäftigung für die nächsten fünf Jahre.

Und dann kam ein kleiner russischer Junge und erklärte mit Händen und Füßen, daß man das viel rascher und einfacher machen könnte: Mit Hammer und Meißel und elf Schlägen. Wir lachten ihn aus. Er hat's vorgemacht, elf Schläge, Schiene anheben, runterfallen lassen und sie ist ab. Das ging aber sehr viel rascher.

Eine Gruppe war dabei Ketten zu machen. Ich weiß nicht mehr wieviel Glieder am Tag Norm war. Sie hatten eine Erfindung gemacht und schafften mit weniger Arbeit das Vielfache. Aber sie rückten ihre Erfindung nicht raus. Wegen der Norm. Ich hab versucht, ihr Verständnis dafür zu finden, daß wir eine Verpflichtung hätten zu helfen, das wieder heil zu machen, was wir zerstört hatten: „Die Russen haben den Krieg mit uns ja nicht angefangen.“ Das war ihnen nicht überzeugend genug. Ich hab dann mit dem E-Werk verhandelt. Die Erfinder kriegten dann Sonderzulagen und die Norm wurde erst Ende des Jahres erhöht. Beide Seiten waren zufrieden. Ähnlich sind wir später immer verfahren.

Meistens waren viel zu viel Leute zu einer Arbeit eingeteilt. Sie standen sich gegenseitig unter den Füßen. Und vor allem war's riskant. Ich denke dabei an das Abladen von

Baumstämmen von Güterwagen. Dabei wär einer Gefangenen beinah drauf gegangen, sein Fuß war zwischen die Stämme geraten.

Wir haben uns die Sache noch mal genau angeguckt und überlegt. Zu zweit sind wir dann oben gewesen und das Abladen ging mit Hilfe von Hebelkraft dann einfacher und ungefährlicher.

Es ist erstaunlich, auf wieviele Ideen Menschen kommen, um sich Arbeit zu erleichtern oder überhaupt erst möglich zu machen. Man durchläuft in etwa die Menschheitsgeschichte dabei.

Im E-Werk gab's eine Menge Sachen, die wir im Lager dringend brauchten. Angefangen bei Nägeln und Schrauben bis zu Holz, Brettern und Rohren. Faktisch alles, was tragbar war. Die Wachen vom E-Werk standen an den Toren und paßten auf, wenn wir aus dem Werk gingen. Natürlich entdeckten sie, daß Sachen verschwanden und das ging ihnen sehr gegen den Strich.

Unsere Lagerwachen dagegen fanden, hier im E-Werk sei sowieso alles im Überfluß, während es im Lager nichts gab. Sapsrap hieß dies Mitgehenlassen von allem, was nicht niet- und nagelfest war. Die Lagerwachen sahen nicht nur wohlwollend zu, sie unterstützten uns auch dabei. Sie standen draußen vor den Toren und trieben zur Eile: „Nun mal los, los, los! Dawai! Dawai!“ Dabei beschimpften sie die Wachen vom E-Werk, die den Betrieb aufhielten, weil sie nach geklauten Sachen Ausschau hielten, die sie den Plenis dann entrissen.

Dann ordneten die Leute vom E-Werk an, daß alle Gefangenen beim Rausgehen aus dem Tor ihre Mäntel aufknöpfen und aufklappen mußten. Da standen dann die E-Werksposten mit Raubvogelaugen. Beim ersten Mal hielten sie reiche Ernte. Dabei kam's beinah zu einer Schießerei zwischen E-Werks- und Lagerposten. Sie standen sich gegenüber mit Gewehr im Anschlag und beschimpften sich fürchterlich.

Dann hatten wir uns auf die neue Situation eingestellt. Alle Gefangenen hatten beim Rausgehen große und kleine Buckel. Und zwischen den Wachen herrschte sowas wie bewaffnete Neutralität.

Sapsrap gehörte zum täglichen Leben wie die Arbeit im E-Werk. Anfangs war es so, daß jeder mitnahm, was er zu irgendwas glaubte brauchen zu können. Später wurde dann sapsrap nach Plan betrieben, um das Lager auszubauen und zu verschönern.

Wir brauchten Glas für den Gemeinschaftsraum, wir brauchten Holz, wir brauchten Schrauben. Es war kein Ende all der Sachen, die wir brauchten. Aber das war, als ich schon Leiter des Antifa-Aktivs war.

VOR DEM KRIEGSGERICHT

Ich wurde der deutschen Lagerleitung wahrscheinlich mehr und mehr zum Ärgernis. Sie bangten um ihre Vormachtstellung und ihre Privilegien. Sie lebten wirklich wie die Maden im Speck auf Kosten all der Hungernden. Das Essen war in keiner Weise ausreichend. Dabei muß man sagen, daß die russische Zivilbevölkerung eher weniger erhielt als wir im Lager. Die Lagerleitung tat nichts, um das Leben der Gefangenen zu erleichtern. Sie verhängte drakonische Strafen für Geringfügigkeiten. Mittlerweile wurde Unzufriedenheit laut. An dieser wachsenden Unzufriedenheit gaben sie mir die Schuld.

Sie steckten sich hinter den Ökonom. Das war der Russe, der dafür zu sorgen hatte, daß das Lager keine Unkosten machte sondern möglichst noch was einbrachte. Dem erzählten sie, daß ich sabotiere, ich untergrabe die Disziplin und darum würden die

Arbeitsergebnisse geringer. Den Ökonom interessierte nicht, ob da Faschisten oder Demokraten oder sonstwer das Lager beherrschten. Er hörte nur: Arbeitsergebnisse werden geringer.

Obendrein sammelte der Kommandant, jener geschneigelte Pole, noch achtzig Unterschriften die alle bestätigten, daß ich die Disziplin und die Arbeitsmoral untergrabe. Und das brachte mich vors Kriegsgericht.

Ich wurde zwischen zwei Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett zur Verhandlung geführt. An der Wand hing ein Bild von Stalin. Den Vorsitz führte ein Major. Die beiden Offiziere vom NKWD standen abseits. Sie waren nur Zuhörer. Es kränkte mich zutiefst, daß das Gericht zuerst diesen faschistischen Offizier anhörte.

Der Major, der Vorsitzende, redete vom großen Vaterländischen Krieg, von Disziplin und davon, daß ihm ein Stückchen Ohr abgeschossen sei. Er zitierte Lenin. Er redete von Opfern und zeigte auf sein Ohr.

Ich war sehr erregt und antwortete sehr laut und heftig. Der Dolmetscher sagte immer: „Tyste, tyste, leise, leise!“

„Nichts tyste, tyste. Hier geht es um meinen Kopf und ich werd nicht schweigen. Sie reden von dem Stückchen Ohr, das die Faschisten ihnen abgeschossen haben. Ich saß Jahre im Zuchthaus und im KZ. Meine alte 70jährige Mutter haben sie eingesperrt. Sie tippen auf das Buch von Lenin über den Imperialismus. Sie haben vielleicht die Seiten gezählt. Ich hab es gelebt. Die ersten Traktoren, die sie in ihrem Land hätten, hab ich von Arbeiter Groschen gesammelt und hierher geschickt. Meine Freunde haben die Faschisten umgebracht, erschossen und erhängt und sie reden von dem kleinen Stückchen Fleisch, ihrem Ohr.“ Mir liefen die Tränen über die Backen während ich redete. „Sie können mich erschießen lassen. Sie werden sich dafür zu verantworten haben. Ich werde die Internationale singen, wenn ich an die Wand gehe.“

Ich wurde freigesprochen.

Der Kommandant und ich wurden unter Bewachung ins Lager zurückgebracht. Die beiden NKWD-Offiziere begleiteten uns. Der eine der beiden, Jeschkow, bot dem Kommandanten eine Zigarette an. Als er zugreifen wollte, klappte er das Zigarettenetui zu. Dann bot er es mir an. „Nein, danke.“ Er grinste und sagte: „Dir hätte ich es nicht zugeklappt. Ab morgen bist du Leiter des antifaschistischen Aktivs.“

Als wir am Tag darauf von der Arbeit kamen, gab Leutnant Kolka dem Kommandanten eine Liste: „Ruf sie auf. Die steigen auf diesen Lastwagen.“ Es war die Liste der 80 Leute, die mich denunziert hatten.

Als der Kommandant sie alle verlesen hatte, nahm Leutnant Kolka ihm die Liste aus der Hand und sagte mit einer Daumenbewegung zum Wagen: „Dawai, dawai Kommandante!“ Ich weiß nicht, wohin sie kamen. Ich hab nie wieder von ihnen gehört.

Eine meiner ersten Handlungen als Aktivältester war, alle Leute, bei denen es irgend vertretbar war, aus dem Strafbataillon rauszuholen. Natürlich konnte ich nicht allein darüber entscheiden. Aber künftig mußte ich konsultiert werden, bevor jemand ins Strafbataillon kam.

BAU DER GEMEINSCHAFTSRÄUME 1945/46

Abgesehen von den Leuten, die im Lager für das tägliche Leben arbeiteten, wie Bäcker, Köche usw. gab es eine Reihe von Posten, bei denen man von der Arbeit freigestellt wurde. Die Mitglieder der Theatergruppe gehörten dazu und natürlich der Leiter des Aktivs.

Das heißt, ich hab mehr gearbeitet in der Zeit, als jemals vorher. Ich fühlte mich den Gefangenen hier verpflichtet. Sie waren für mich ein Stück von Deutschland. Es war schwer, seelisch über diese Zeit wegzukommen. Für sie und für mich, abgesehen davon, daß man körperlich ziemlich auf dem Hund war.

Meine erste Amtshandlung war, das Aktiv einzuberufen. Da verlas ich eine lange Liste von Namen und sagte hinterher nur kurz und bündig: „... sind mit dem heutigen Tage aus dem antifaschistischen Aktiv ausgeschlossen.“

Sehr demokratisch war das ja nicht, aber die einzige Möglichkeit den ganzen Klügel loszuwerden und ein Aktiv zu schaffen, das helfen konnte, das Leben der Gefangenen erträglicher zu machen und sie aus ihrer Lethargie zu holen.

„Unter 3000 Leuten gibt es wahrscheinlich kaum einen Beruf, der nicht vertreten ist. Darum könnten wir eigentlich alles in unserem Lager hier machen. Auf jeden Fall sollten wir damit anfangen, es schöner zu machen“ erzählte ich ihnen. Damit konnte ich keinen Hund hinterm Ofen vorlocken. Nur dumpfes Murmeln und Murren war die Antwort. Das war auf einer Lagerversammlung, die ich einberufen hatte.

Die Unzufriedenheit wurde noch größer und zu offener Feindseligkeit, als wir anfangen, die Wohnbaracken in reine Schlafbaracken umzubauen. Es war ein so ungesundes Klima in diesen Wohnbaracken. Sie kluckten da beisammen, trist und mißmutig, unzufrieden mit sich und aller Welt. Sie hatten gar kein Verständnis dafür, daß wir Platz brauchten für Theater, für Schachspiel, für Unterhaltung.

Mit unseren Partisanen und einigen anderen sind wir angefangen, das Lager umzugestalten. In der Freizeit natürlich. Als Erstes kriegten wir einen Saal für Veranstaltungen. Mit richtiger Bühne und Vorhang. Der Arbeitseifer steckte an. Einer nach dem andern kam aus seiner Höhle gekrochen und fragte: „Kann ich was helfen?“

Offensichtlich machte es Spaß zu helfen. Ich entsinne mich, daß ich eines Nachts vorbeikam, als die Maler schon bei der Arbeit waren im Theatersaal. Ich hörte sie miteinander reden: „Ach weißt du, mir gefällt die Farbe nicht recht.“ – „Hast recht, könnte 'nen Stich mehr ins Gelbe haben.“ Eine Weile hörte man nichts. Wahrscheinlich standen sie beide und guckten. Dann hörte ich wieder: „Ne, ich mal's noch mal über.“ Das hieß Stunden an Freizeit und Schlaf. Ich überließ sie ihrem Farbenspiel.

Ein Kronleuchter war in diesem Saal, der seinesgleichen in Schlössern suchte. Das Glas war abwechselnd matt geschliffen und glänzend. Unzählbare Stunden Arbeit steckten in diesem Kronleuchter.

Dann kamen Bänke, Tische, Schachtische, ein Raum für Schach- und andere Brettspiele. Als der tote Punkt überwunden war, nahmen die Vorschläge kein Ende, was man noch alles machen könnte. Karbid für die Beleuchtung z. B. hatten wir uns selber fabriziert.

Das E-Werk war für uns eine unerschöpfliche Rohstoffquelle und lieferte uns, wenn auch nicht ganz freiwillig, alles, was wir brauchten. Sapserap war ein sehr schönes Wort. Aber das E-Werk stand sich nicht schlecht dabei. Die Gefangenen arbeiteten besser und schneller als vorher. Ich hatte Vereinbarungen getroffen, bei Übererfüllung der Norm zahlte das E-Werk dem Lager extra und es gab mehr Essen. Das E-Werk lieferte Machorka. Alle fuhren gut dabei.

Nur eines hat sich nie geändert, die Eintönigkeit des Essens. Wochen und Wochen, Monate, gab es dasselbe. Im ersten, sehr knappen Winter war's Kartoffelsuppe, das waren Kartoffeln mit Schale durch den Wolf gedreht und in Wasser gekocht. Später gab's dann, wieder Wochen und Monate, Ribis, kleine Fische, auch als Suppe, dann rote Beete-Suppe, Erbsen, Kapusta, Kohl, alles jeweils ein paar Monate. Trockenfleisch hatten wir einen ganzen Waggon gekriegt. Es polterte beim Abladen wie Holz, schmeckte auch ähnlich, trocken und faserig.

Das Essen wurde jeweils für einen Tag geliefert. Um zu verhindern, daß damit geschoben wurde, paßten immer zwei Russen auf, daß alles, was gebracht wurde, in die Töpfe kam. Das war sicher eine richtige Maßnahme, aber mitunter trieb das dann etwas wilde Blüten.

Ich kam zufällig einmal in die Küche, als ein Palaver zwischen den Köchen und den beiden Russen stattfand. Die Köche wandten sich an mich: „Kannst du den beiden nicht beibringen, daß wir die Lorbeerblätter nicht in die süße Suppe tun können?“

Das Streitobjekt stand mitten in der Küche, ein Sack mit Lorbeerblättern. Die Russen bestanden darauf, daß er in die Suppe kam. Wir haben mit Engelszungen geredet, um unsere süße Suppe vor den Lorbeerblättern zu retten:

„Bringt den Sack doch wieder zurück!“

Wir wurden nichts dabei:

„Ist ausgeliefert. Muß in Suppe!“

Ja, und dann kriegten wir Oskar Meier. Schmeckte sehr gut. Nach vier Wochen schon weniger und nach ein paar Monaten konnte ich Oskar Meier nicht mehr sehen. Ich hab ihn verschenkt. Ich glaub Hans hat ihn bis zum Schluß gegessen.

Als ich schon ein paar Jahre zu Hause war, stellte Henny eines Tages Fleisch auf den Tisch, rosa gesprenkelt, glatt und schier. Sie war etwas verwirrt, als ich sagte:

„Mein Gott, das ist ja Oskar Meier!“

„Das ist Frühstücksfleisch“ sagte sie, „steht auf der Dose.“ Es war eindeutig Oskar Meier. Ich hab nichts davon gegessen.

Ich hatte für unseren Gemeinschaftssaal außer guten Ratschlägen auch etwas beigesteuert, den Sokrates. Ich hatte den Kopf aus etwas lehmigem Ton gemacht, den ich mir bei den Schüsselmachern besorgt hatte. Wir haben nämlich auch Schüsseln selber gemacht und gebrannt. Glasur dazu wurde auch selbst hergestellt. Ich hatte recht behalten, unter 3000 Leuten gibt's von jeder Sorte welche und es ist fast unbegrenzt, was man machen kann.

Aber zurück zu meinem Sokrates. Ich hatte ihn zum Trocknen hingestellt. Eines Morgens kam Willi und sagt: „Du, dein Sokrates ist in Gedanken versunken.“ Da hatte er sein Kinn tief sinnig auf die Brust gesenkt. Ich hab ihn daraufhin wieder aufgerichtet und mit Stroh ausgestopft.

Zu der Einweihung hatte unsere Theatergruppe und ihre Dichter sich einiges einfallen lassen. Ich hatte mich mit ihnen angelegt, als sie wieder mit ihrem „Weißen Rößl“ ankommen wollten: „So'n Mist brauchen wir nicht. Wenn ihr schon für Kultur und Unterhaltung von der Arbeit freigestellt seid, laßt euch gefälligst was einfallen. Das könn' wir ja woll erwarten. Sammelt euch'n paar Leute zusammen, schreibt und spielt was, was uns hier angeht.“

Das hatten sie getan und ich fand, es war was Gutes dabei rausgekommen. Einige Sketches und Lieder, einiges von uns hier und einiges, was aus den Köpfen wieder ausgegraben war von Tucholsky und Brecht, die nichts von ihrer Aktualität eingebüßt hatten — und haben.

Die Sketche sollten wir nachher hören. Vorher sollten wir noch Musik haben und ich sollte eine Einweihungsrede halten. Die Rede hatte ich vorher bei den Russen einreichen müssen. Ich hatte also einige Stichworte aufgeschrieben und ihnen das hingegeben. Kriegte ich zurück. Das genügte nicht. Also schrieb ich zwei Seiten. Das war ihnen noch nicht genug. Sie wollten eine vollständige Rede, Wort für Wort. Ich fluchte und schrieb.

Und dann war der feierliche Augenblick der Eröffnung da. Saal war voll. Kronleuchter in vollem Glanz. Alle saßen erwartungsvoll da. Rechts hinten die Russen. Vier Mann hoch. Der Dolmetscher mit meinem Konzept in der Hand. Die Durchschrift hatte

ich vor mir liegen. Ich fing also an, die Rede zu lesen. Aber 'ne Rede kann man nicht lesen, die kann man nur reden. Freunde sagten früher, es geht erst los, wenn er das Papier in die Tasche steckt. Ich hab dies Papier nicht in die Tasche gesteckt. Aber der Dolmetscher geriet durcheinander, wie ich merkte, und hinterher wurde ich beschimpft, weil ich mich nicht an das Konzept gehalten hatte.

Was mich irritierte, war, daß Sokrates, der auf dem Tisch neben mir stand, plötzlich lebendig wurde. Erst meinte ich, ich hätte mich getäuscht: Kann sich doch nicht bewegen! Beim zweiten Mal war ich sicher, daß sich was bewegt hatte. Und dann entdeckte ich, was es war: Eine Maus guckte mich mit ihren kleinen Knopfaugen an. Dann verschwand sie wieder. Im Kopf von Sokrates.

Nach der Einweihung haben wir den Sokrates untersucht. Eine ganze Mausefamilie hatte sich eingenistet im Stroh seines Kopfes.

CHOLERA

Es war Cholera im Lager ausgebrochen. Das war für alle lebensbedrohend. Viel Medikamente gab's nicht und der Gesundheitszustand war nicht der beste.

Man mußte die Kranken isolieren und aufpassen, daß nicht einer den andern ansteckte. Aber die Kranken meldeten sich nicht. Sie verheimlichten die Krankheit, um in ihrer gewohnten Umgebung zu bleiben. Sie wollten nicht ins Lazarett, weil sie das Gefühl hatten, das sei die letzte Station, obwohl's tatsächlich ihre einzige Chance war.

Die Lagerärztin, eine russische Majorin, hatte mir gesagt, die Kranken mußten unter allen Umständen isoliert werden, wenn es nicht zu einer einzigen Katastrophe kommen sollte. Sie war eine große kräftige Frau so um die vierzig. Sie wirkte in all ihrer Robustheit mütterlich.

Ich ging zu meinen Partisanen: „Ihr müßt bei der Latrine aufpassen, beim Scheißbalken. Wenn bei jemand Blut im Kot ist, muß er sofort ins Lazarett.“ Sie meuterten:

„Immer sollen wir die unangenehmsten Sachen machen!“ Kurt sagte:
„Bisher hab ich ja nie was gesagt, wenn ich was sollte. Aber diese Arschguckerei! Ne, weißt du! Ne!“

„Wenn wir hier lebend wieder rauskommen sollen, müssen die Kranken isoliert werden und die melden sich ja nicht! Ihr seid die einzigen, auf die ich mich wirklich verlassen kann.“

Schließlich ließen sie sich breitschlagen.

Die Ärztin hatte angeordnet, daß jeder, der von der Latrine kam, seine Hände desinfizieren mußte. Vor jeder Baracke stand darum ein Eimer mit Chlorkalk und jeder sollte seine Hände da reintauchen, bevor er reinging. Neben den Eimer mußte man auch jemand hinstellen zum Aufpassen. Sonst tippten sie eben die Fingerspitzen ein und das war alles. Natürlich war's unangenehm und außerdem noch hundekalt. Aber es hat geholfen. Natürlich starben einige. Aber es wurde nicht die ganz große Katastrophe.

Später, im Sommer, hatte die Ärztin angeordnet, daß jeder Gefangene am Tag vierzig Fliegen zu fangen und abzuliefern hatte. Sie schimpften alle ganz schön: „Jetzt spinnt die Ölle ja wirklich schon!“ Aussehen tat's aber, als ob sie spinnen bei ihrer Fliegengreiferei. Sieht schon komisch aus, wenn einer Fliegen fängt. Aber wenn ein ganzes Lager in der Luft rumsfuchtelt, kommt man sich wirklich vor wie in 'ner Klappsmühle.

Aber die Majorin war stur. Sie setzte sich abends an einen Tisch mit noch ein paar Assistenten und ließ sich die Fliegen abliefern. Ich muß gestehen, ich hab mein

Fliegensoll geklaut. Von den bereits angelieferten. Ich hatte keine Zeit hinter Fliegen her-zulaufen, aber das hätte ich ihr nicht beibringen können.

Sie war eine gewissenhafte Ärztin. Das konnte man von ihrem Gehilfen, einem kriegsgefangenen deutschen Arzt, nicht behaupten. Da traf ich eines Tages einen Gefangenen der quer über den Platz kam und völlig verzweifelt aussah. Ich hielt ihn an:

„Was ist denn mit dir los?“

Da liefen ihm die Tränen über die Backen:

„Ich war beim Arzt und der hat mich nicht mehr reingelassen und nun muß ich morgen zur Arbeit und ich kann doch nicht!“

Man sah ihm an, daß er völlig erschöpft war. Er hatte Geschwüre an Armen und Beinen.

„Passiert das öfter?“

„Wenn man nicht zur richtigen Zeit da ist oder vor einem zu viele da sind.“

„Komm!“ ich nahm ihn mit zurück zur Sanitätsbaracke. Ich kochte vor Wut:

„Warum ist der Mann hier nicht behandelt?“

Etwas von oben herab sagte der Mann im weißen Kittel:

„Die Sprechstunde war vorbei.“

„Du bist hier um die Plenis zu behandeln. Ob mit oder ohne Sprechstunde ist mir scheißegal. Und wenn ich noch mal hör, daß ein Kranker wieder weggeschickt wird, kannst du am nächsten Tag zur Arbeit gehn wie die andern auch. ‘Nen Arzt, der die Kranken nicht behandelt und nur die eigne Gesundheit pflegt, können wir hier nicht brauchen.“

Es ist nie wieder jemand so weggeschickt worden.

Eines Tages brach ich in meinem Büro zusammen. Ich weiß nicht wieso. Ich fand mich jedenfalls in einem weißen Bett wieder. Ich hörte die Stimme der Ärztin: „Sie haben dafür zu sorgen, daß er durchkommt. Sie persönlich mach ich haftbar.“

Ich hab nicht mitgekriegt, mit wem sie sprach. Interessierte mich auch überhaupt nicht. Dann merkte sie, daß ich die Augen auf hatte. Sie sagte: „Du schlafen! Du müde! Viel schlafen!“ Ich hab acht Tage geschlafen. Bin aufgewacht, hab gegessen, gute Sachen, die die Majorin irgendwo aufgetrieben hatte, und hab wieder geschlafen.

Wenn ich sie an meinem Bett sah, sagte sie immer nur: „Du schlafen. Viel Schlafen. Essen und schlafen!“ Acht Tage hab ich fast immer geschlafen, dann wurde ich wieder munter – und rastlos.

Zwei Mal hab ich gemogelt bei der Liste der Gefangenen, die entlassen werden sollten. In den ersten Jahren bis Anfang 1947 wurden nur Kranke entlassen. Darum pflegten einige ja auch ihre Phlegmone und verkauften ihr Brot gegen Machorka. Aber so ganz richtig wußte man nie nach welchen Prinzipien die Listen zusammengestellt wurden.

Es war einer im Lager, der auf einem Auge blind war, das andere wurde auch immer schlechter. Es war abzusehen, wann er gar nichts mehr würde sehen können. Er hatte allen Lebensmut verloren. Ich ging zu Leutnant Kolka:

„Er steht nicht mit auf der Liste. Er müßte nach Hause.“

„Er kommt nächstes Mal mit.“

„Er muß jetzt mit! Wer weiß, wann nächstes Mal ist. Vielleicht ist er dann schon ganz blind.“

Kolka fuhr mich an:

„Was soll ich dabei machen? Ich stell die Listen ja nicht zusammen. Ich krieg sie auch bloß.“

„Aber könnten wir ihn nicht dazu setzen?“

„Nein, die Anzahl muß stimmen. Dann muß ein anderer zurückbleiben.“

Ich hab einen anderen von der Liste gestrichen.

Ein zweites Mal hab ich's getan, damit ein 17-jähriger nach Hause kam. Ein halbes Kind noch. Er war immer so schrecklich hungrig. Ich hab ihm von meinem Brot abgegeben und auch meine Kumpel haben's getan. In dem Alter braucht ein Junge mehr als ein ausgewachsener Mensch. Er war rührend dankbar. Er ging mit Grüßen von uns zu Elfi, der Frau von Hans und sagte, ohne uns wäre er nicht am Leben geblieben.

Vielleicht hatte er sogar recht.

1946 BRIEFE

Anfang 1946 kriegten wir Karten, um nach Hause zu schreiben. Mit angehefteten Rückantwortkarten. Bis dahin wußte niemand, wie's zu Hause ging, ob die Angehörigen umgekommen waren oder noch lebten. Wir haben Federhalter aus Gänsekielen gemacht und Schreibtusche aus Tintenstift.

Die Karten wurden nach Listen ausgegeben und ich kontrollierte die ausgehende Post. Wenn ich feststellte, daß jemand nicht geschrieben hatte, sprach ich mit ihm. Einige wollten nicht: „Ich bin schon so viele Jahre in Gefangenschaft. Meine Frau hält mich sicher für tot und hat längst 'nen andern – wenn sie noch lebt.“

Es gehörte mitunter große Mühe dazu, sie zum Schreiben zu überreden. Bei ein paar ist es mir nicht geglückt. Bei allen anderen las ich die Rückantworten, bevor sie verteilt wurden. Da, wo's mir nötig schien, hab ich sie selbst hingebracht und mit ihnen geredet.

Es gab viele Tragödien in der Zeit, ob Frauen nun tot waren oder einen anderen hatten oder einfach nicht aufzufinden waren, oder die Eltern oder Kinder verschwunden.

Ich hab versucht, zu helfen, so gut es ging. Mitunter half's ja schon, darüber zu reden. Und mitunter fand man beim gemeinsamen Überlegen, jemand, an den man schreiben konnte, um überhaupt erstmal Kontakt zu kriegen.

Abends pflegte ich immer noch mal durch's Lager zu gehen und überall rumzugucken. Ich blieb vor unserer Wandzeitung stehen. Das war auch eine Neuerung, die ich eingeführt hatte. Das waren Lagernachrichten und Nachrichten aus aller Welt, meist politische. Ein Zeitungersatz, damit man nicht wie auf dem Mond lebte. Ein Redaktionskomitee war zuständig dafür, das sich viel Mühe gab, auch mit Bildern und Karikaturen. Einmal wöchentlich war eine Redaktionsbesprechung aller die dabei mithalfen und wir trafen gemeinsam eine Auswahl der neuen Nachrichten.

Ich stand vor dieser Zeitung und freute mich darüber, wie gut gelungen sie wieder mal war. Ein paar Karikaturen zu Lagernachrichten waren besonders nett. Ich stand und guckte, als jemand von hinten kam, die Hand auf meine Schulter legte und auch zu lesen begann. Ich hab's nie vergessen. Es war einer der jüngeren Plenis. Diese Geste hat mich entschädigt für vieles, was mich verletzt und gekränkt hatte. Ich dachte an den Tag, an dem wir ins Lager kamen und alle schrien: „Landesverräter! Aufhängen!“

Eines Tages brachten mir einige Plenis ein Paar Stiefel, sehr schöne Stiefel, neu, handgenäht. Ich hab mich sehr dazu gefreut. Nicht zu den Stiefeln. Die hab ich ihnen wieder mitgegeben, und sie haben's auch verstanden. Ich hab mich so sehr gefreut, daß sie mir was Gutes tun wollten.

Ich verstand mich gut mit den Offizieren von der NKWD, vor allem mit Kolka. Er unterstützte uns immer, wenn irgendwelche Differenzen auftauchten mit dem russischen Ökonom, der immer nur seine Finanzen im Kopf hatte.

Ich stand dann daneben, wenn die beiden aneinander gerieten und laut wurden. Was sie sich gegenseitig an den Kopf warfen, hab ich nicht verstanden. Meist ging der Ökonom wütend weg. Kolka grinste und sagte: „Geht in Ordnung.“

Er besorgte uns Hemden, Nähgarn und Nähnadeln für unsere Theatergruppe und band mir auf die Seele: „Du bist verantwortlich, wenn irgendwas verschwindet. Meine Leute halten sich an mich, wenn auch boß 'ne Nähnadel abhanden kommt. Ich muß bezahlen und krieg auch noch'n Verfahren an den Hals.“

Und wegen so einer verflixten Nähnadel hat's mal einen Riesenskandal gegeben. Eins von den Theaterhemden war weg. Da wurden dann auch gleich alle übrigen Sachen inspiziert. Eine Nähnadel fehlte auch. Das Hemd fand sich wieder. Aber die Nähnadel nicht.

Einmal nahm Kolka mich mit zu sich nach Hause. Einem kleinen Haus außerhalb des Lagers. Seine Frau stand in der Küche. Sie backte Pfannkuchen. Sie hat mir einen durch's Fenster gereicht. Kolka ließ mich draußen vorm Haus stehen. Sicher gab es eine Anordnung, die Fraternisation verbot. Trotzdem hat es mich verletzt. Er kannte meine Vergangenheit besser als jemand anders.

Es gab einen evangelischen und einen katholischen Pfarrer im Lager, die Gottesdienste abhielten. Ich hab's nie mit dem lieben Gott gehabt. Hab mich immer an Lenin gehalten: Religion ist Opium für's Volk.

Mich interessierte, ob die wirklich glaubten, was sie in ihren Predigten erzählten. Ich hab mich eine ganze Nacht mit dem evangelischen Pfarrer unterhalten und hab mit ihm diskutiert. Gegen Morgen hat er mir dann zugegeben, das er nicht an das glaubte, was er predigte.

Mit dem Pfarrer Lojo, dem katholischen, hab ich mich nicht unterhalten. Den hab ich auf andere Weise kennen gelernt.

In der Küche war Fett geklaut worden. Das brauchte man zum Ausschmieren der Formen fürs Brotbacken. Ich hatte Kurt dann hingeschickt zum Aufpassen. Er kam und erzählte mir:

„Ich hab den Lojo aus der Küche kommen sehen.“

„Das nutzt uns noch nichts. Das Fett müssen wir finden.“

Kurt und Willi haben alles abgesucht und fanden es schließlich im zugebundenen Ärmel von Lojos Jacke.

Mitunter hatten wir in einer alten Sägerei zu tun. Die Sägespäne von Jahrzehnten lagen in einem großen Berg draußen vor den Fenstern. Russische Frauen in ihren typischen Watinkas brachten auf Tragebrettern den Mörtel zu einer Baustelle. Diese Frauen sah ich eines Tages bei den Sägespänen graben. Ich hab mich erkundigt, wonach sie da gruben. Sie sagten nach Schnee. Sie erklärten mit Worten und Händen: „Schnee karascho, gut für Haare. Zum Waschen.“

Es war mitten im Sommer und ziemlich heiß. Ich dachte, sie hatten mir einen Bären aufgebunden mit ihrem Schnee. Hatten sie aber nicht. Es war tatsächlich Schnee da. Das war ganz lustig. Man konnte die Jahre zählen, wie bei den Bäumen die Jahresringe. Hier die Schneeschichten. Eine Schicht Sägespäne, das war der Sommer, eine Schicht Sägespänte gemischt mit Schnee der Winter.

Ich dachte, die Sägespäne müssen ja wirklich gut isolieren, wenn der Schnee darin den warmen Sommer übersteht. Schade. Liegt so nutzlos rum. Wozu könnte man's brauchen?

Ich hab rumprobiert. Wir haben später Ziegelsteine daraus gemacht. Die müßten gut sein für kalte und für warme Gegenden. Nein, Ziegelsteine waren's natürlich nicht. Bausteine. Mit Zement gemacht. Wofür die gebraucht worden sind, weiß ich nicht. Aber



vielleicht gibt's da immer noch ein paar Menschen, die im kalten Winter in einem gut isolierten Haus sitzen und denken, das mit den Sägespänen war ja 'ne gute Idee.

SOMMER 1946

Wir waren mit einigen Lastwagen zu einer Kolchose in der Nähe von Stalino gebracht worden. Zum Ernteeinsatz. Das war eine angenehme Abwechslung. Auch die Fahrt mit dem Lastwagen. Teilweise wurde sogar gesungen. Und mehr zu essen gab's auch. Und einiges zu staunen.

Die meisten von uns waren Städter und auch die vom Land fanden 'ne ganze Menge unerwartet oder komisch. Hier wurde der Kohl abgewaschen. Es arbeiteten viele Frauen daran. Jede hatte ein Tuch in der Hand und wischte Kohlköpfe ab. Wegen der Raupen sagte man uns. Lange Reihen Kohlköpfe. Kein Ende abzusehen. Dann gab's Tomaten. In ebenso unabsehbaren Reihen. Die roten und die grünen wurden für sich gepflückt. Die kleinen grünen verschwanden in Silos, die einen halbsüßlichen, halbfauligen Geruch ausströmten.

Die Tomaten schmeckten herrlich. Und natürlich aßen wir viel zu viele, und das war weniger gut. Aber ernsthaft hat's uns nicht geschadet.

Und dann die Semitschki, die Sonnenblumenkerne. Alle Russen, die wir trafen, das meiste waren Frauen auf der Kolchose, hatten die Taschen voll davon. Sie warfen einen Kern nach dem andern mit sicherer Schwung in den Mund und die Schalen spuckten sie wieder aus. Einfach so. Auf die Erde oder dem Gegenüber aufs Chemisette. Wie's gerade traf.

Ich hab versucht, so perfekt darin zu werden wie sie. Aber ich hab's nicht geschafft. Diese Semitschkis waren bei den Russen, was bei den Amis das Kaugummi war. Hier waren, wo man guckte und spuckte überall Semitschki-Schalen und bei den Amis saßen, wie ich aus meiner Tellerwäscher-Jugend wußte, überall Kaugummis, unter Tellern, Tassen und Tischen. Beides ist ja wohl 'ne Sucht. Ne harmlose freilich. Ich hab auch Semitschkis gekaut, bis mir die Backenknochen weh taten und bin trotzdem nicht aufgehalten.

Sie wuchsen uns ja auch in den Mund. Wir hatten die Sonnenblumen, ein Meer von Sonnenblumen, abzuschlagen und die Blüten zum Trocknen auf die Stengel zu speißen. War ganz schön anstrengend. Die haben gewaltig dicke Stengel.

Beim Getreideernten sahen wir Riesen-Mähdrescher. Damals hatte ich noch nie so große Dinger gesehen. In schräger Reihe tauchten sie hintereinander am Horizont auf und kamen langsam näher, wie Zukunftsungeheuer. Neben ihnen ein reger Betrieb. Ein Lastwagen nach dem andern fuhr neben ihnen her und ließ sich vollrieseln, bevor er wieder davon fuhr, eine Spur von Getreide an der Seite, die durch die Ritzen des hoppelnden Wagens sickerte.

Ich weiß noch gut, wie sich alles in mir sträubte wegen des guten Kornes, das da so umkam. An das Gemälde von den Getreidesammlerinnen dachte ich – von wem ist es doch noch? Und daran mit wieviel Spaß ich als Stadtkind Kornähren zu Sträußen gesammelt hab, die dann die Hühner kriegten. Und hier lag's so und nicht einer kümmerte sich drum. Und nicht ein Huhn weit und breit. Nicht mal'n Spatz.

Die These von Zeit ist Geld war auch schon bis hier gedrungen. Natürlich war diese Art zu ernten zweckmäßig und vernünftig und diese Körner hätten nichts dazu getan, hungrige Menschen satt zu machen. Trotzdem war's mir verquer.

Und dann kam in derselben Zeit die Vergangenheit zu uns, eine alte Kolchosbäuerin mit ihrer kranken Kuh. Jeder der Kolchosleute hatte selbst ein Stückchen Land und die meisten hielten sich eine Kuh. Ich weiß nicht, warum die Alte mit ihrer kranken Kuh ausgerechnet zu uns kam. Wir verstanden ja wirklich nichts davon und das versuchten wir ihr klar zu machen. Es gelang uns nicht. Sie blieb. Die Kuh hatte einen aufgedunsenen Leib und brüllte jämmerlich. Wir gingen um sie rum. Faßten sie hier an und faßten sie da an. Die Kuh tat uns leid und die Alte tat uns leid. Aber damit war ihnen ja auch nicht gedient. Wir versuchten noch mal sie wieder wegzuschicken. Aber jetzt, da wir die Kuh schon mal begutachtet und angefaßt hatten, hatten wir verspielt.

Wir überlegten also, was dem Viech fehlen könnte und diagnostizierten mit unserem zusammengelegten Kuhverstand. Die Kuh hat Blähungen und Verstopfung.

Einer wußte, daß man da irgendwo mit 'ner langen Nadel reinpieksen mußte, damit die Luft aus dem Bauch konnte. Aber der Experte wußte auch nicht, wo man pieksen sollte.

„Dann muß sie also Bewegung haben!“ Aber sie wollte sich überhaupt nicht mehr rühren. Stand nur noch mit hängendem Kopf und stöhnte.

Die alte Bäuerin stand die ganze Zeit neben ihr und streichelte sie.

„Wir müssen die mit Gewalt in Bewegung kriegen und in Angst und Schrecken versetzen. Vielleicht kriegt sie dann die große Scheißerei.“

„Ja, denn man los!“

„Erst mal müssen wir die Oma hier los sein. Sonst kratzt die uns die Augen aus, wenn wir ihre Emma oder Lina oder wie sie nu' heißt, so schlecht behandeln, verprügeln und hetzen.“

Unsere Diagnose stimmte und die Roßkur klappte. Ich hätt's nicht für möglich gehalten, daß so viel Mist in einem einzigen Kuhbauch drin sein kann. Wir mußten beiseite springen, als es in gewaltigem Schwung und mit Getöse rauschoß.

Wir waren alle glücklich hinterher. Am meisten ja wohl doch die Kuh. Einen Nachteil hatte die Sache, wir waren in den Geruch von Tierheilkundigen geraten und es war schwierig, den Ruhm wieder los zu werden. Tatsächlich haftete er uns an bis wir zum Lager zurückkamen.

Bei diesem Ernteinsatz übernachteten wir später irgendwo auf weitem Feld in einer Unterkunft. Vielleicht war's früher mal die Kate eines Muschiks gewesen. Wir hatten uns im Stroh zum Schlafen gelegt und hörten ein dauerndes Murmeln: „Hört Ihr das auch? Da schnackt doch jemand!“

Die Hütte bestand aus Lehmwänden. Wir gingen rundrum im Raum und horchten. An der hinteren Wand war's ganz deutlich. Wir kratzten Stroh und Lehm etwas beiseite und dann sahen wir einen Lichtschein durch eine Ritze. Wir waren ganz leise und horchten. Es waren Frauen, die da sprachen, und sie sprachen deutsch. Wir glaubten unseren Ohren nicht. Mitten im tiefsten Rußland.

Wir gingen raus und um die Hütte rum. Da fanden wir einen zweiten Eingang. Fünf oder sechs Frauen, trotz des Sommers in dicken Watinkas, den russischen Steppjacken, saßen da und schlürften Tee.

Wir wurden mit großem Hallo begrüßt: „Oh! Landsleute!“ Und sofort begann ein wildes Lamento gegen Bolschewismus und Untermenschentum und im selben Atemzug hörten wir ein Loblied auf Hitler und seine Ordnungsmacht.

Sie kamen aus Litauen. Die Männer waren höhere SS-Tiere gewesen, so Sturmbannführer u. ä. und hatten bis zuletzt für Ruhe und Ordnung gesorgt. Wie das ausgesehen hatte, konnten wir uns lebhaft vorstellen. Wir haben sie dann noch gefragt: „Kriegt ihr satt zu essen?“ Sie kriegten, sie arbeiteten ja auf der Kolchose.

Sie waren sehr enttäuscht auf „Landsleute“ zu treffen, die so wenig Verständnis für sie hatten: „Was wollt ihr eigentlich? ! Sogar satt zu essen habt ihr. Die wenigsten Russen haben das. Und „Arbeit macht frei“ stand das nicht über den KZ's in die eure Männer all die geschickt haben, die ihnen nicht in den Kram paßten? Jetzt arbeitet ihr endlich mal. Und ihr habt's hundert mal besser, als jene es hatten – soweit sie am Leben blieben. Ihr sitzt hier warm und trocken und redet von Untermenschen!“

WEIHNACHTEN 1946

Ich hatte veranlaßt, daß es keine Adventskränze geben durfte. Wegen der Brandgefahr. Das heißt, die Brandgefahr war ein Vorwand. Ich fand diese rührselige Stimmung mit Heimweh und allem drum und dran, die daran klebt, machte die Plenis schwermütig und krank. In gewisser Weise als Ersatz hab ich auf einer Lagerversammlung versucht, sie dazu zu kriegen, Spielsachen für russische Kinder zu machen. Es gab in unserer Nähe ein Waisenhaus und davon sprach ich: „Für unsere Kinder können wir nichts tun. Den Kindern hier, die vielleicht noch weniger haben als unsere, denen könnten wir eine Freude machen. Und wir können doch hoffen, daß sich Fremde finden, die für unsere Kinder dasselbe tun.“

Allzu groß war die Begeisterung nicht. Wegen der Adventskränze waren sie vielleicht auch verärgert. Aber einige fingen an zu basteln, zu sägen und zu kleben und zu hobeln.

Mit Werkzeug war unser Lager mittlerweile gut versorgt. Es war eigentlich alles Eigenbau, angefangen vom Hobel, über Säge bis zu komplizierterem Handwerkszeug.

Erst waren es wenige, die nach der Arbeit loszogen und an einem Spielzeug bastelten. Aber es steckte an. Es wurden mehr und mehr, bis es das ganze Lager ergriffen hatte. Wie ein Fieber. Alle waren eifrig und geheimnisvoll, tüftelten an irgendwas. Einige pffiften oder trällerten vor sich hin.

Es war wirklich eine Freude durch's Lager zu gehen und zu spüren, wieviel Finsternis vergangen war, wieviel heller es geworden war. Sogar wörtlich. In der Mitte des Lagers stand eine beleuchtete Uhr auf hohem Sockel. Von allen Ecken des Lagers konnte man sehen, wie spät es war. Sie guckte nach allen vier Seiten. Und sie war ein Gemeinschaftswerk von Ingenieuren, Technikern und Uhrmachern. Alle waren stolz auf ihre Uhr.

Und im Sommer gab es Blumen im Lager. Beete voller kleiner schöner Blumen. Gelb, goldbraun und samtigrot waren sie. Prächtige Farben.

Ich hab später Saat davon mit nach Hause genommen. Und sie wuchsen und blühten hier am See. Henny sagte, die einen hießen Tagetes, für die anderen hatte sie keinen Namen. Aber bei uns hießen sie doch nur Russen.

Im Lager hatten sie keinen Namen. Bei den meisten jedenfalls nicht. Da hießen sie nur Blumen. Die Gärtner unter uns hatten sicher Namen für sie. Aber freuen taten sich alle daran. Ja, das Lager war freundlicher geworden und die Menschen netter zueinander.

Als das ganze Lager eifrig am Werken war, kamen zwei zu mir: „Wir wollten auch so gern was machen. Aber wir können garnix. Wir sind Ofensetzer und was andres können wir nich. Und da ham wir gedacht, wenn wir nun so'n Ofen oder Kamin in klein machen? Was meinst du dazu?“

Ich meinte, daß das sehr schön wär. Was daraus dann wurde, ist unwahrscheinlich: Ein Kamin aus kleinen, gleichmäßig und fein geschliffenen Ziegeln. Zierlich und wunderhübsch. Es war ein kleines Kunstwerk.

In allen Gemeinschaftsräumen wurde eifrig gearbeitet. Sie hatten mich ausgesperrt aus den meisten. Ich kam zum Schachzimmer, kam einer zur Tür gerannt:

„Ja, hier kannst du jetzt nicht rein.“

„Ach, verdammt noch mal, was soll diese Geheimniskrämerei? !“

„Es soll doch 'ne Überraschung werden“ und er sah so enttäuscht aus, daß ich wieder umkehrte:

„Na ja, ich geh ja schon.“

Ich wurde in der nächsten Zeit sehr häufig vor Türen abgefertigt, oder ich mußte warten, bis sie mich reinließen.

Wir hatten beschlossen, daß alle Sachen, die gemacht waren, aufgebaut und ausgestellt werden sollten für einige Tage. Damit alle Gefangenen sie in Ruhe angucken und genießen konnten. Und die, die's gemacht hatten, sollten auch merken, wieviel Freude sie geschaffen hatten.

Zur Eröffnung sollte unsere Kapelle spielen, dann sollte ich eine Rede halten und die russischen Offiziere sollten dazu eingeladen werden.

Ja, und dann war die Eröffnung. Ich durfte vorher nicht rein. Erst, als ich meine Rede halten sollte. Um es gleich zu sagen: Es wurde keine Rede. Ich war so überwältigt, daß ich nicht sprechen konnte. Ich sah auf ein Meer von Spielsachen und dahinter sah ich die erwartungsvollen Gesichter von denen, die sie gemacht hatten. Ich hatte einen Klob im Hals. Hab nur gesagt: „Ich dank euch. Sowas hätte ich nicht für möglich gehalten. Ich dank euch sehr. Ich kann nicht mehr!“

Ich konnt auch nicht. Mir steckten die Tränen in der Stimme und aus den Augen liefen sie auch.

Es war so unwahrscheinlich, waß die Plenis gemacht hatten. Es war wie Zauberei. So aus dem Nichts. Spielzeug in einer Vielfalt, wie kein Kaufhaus es reichhaltiger haben kann: Kleine Autos, fliegende Propeller, Kindertische und Stühle. Tretautos. Roller. Kasperletheater. Ein Feuerwehrauto mit 2 Meter ausfahrbarer Leiter. Knarren, Greifzangen. Ein Schaufelbaggerwerk. Man schaufelte Sand rein und dann fing es an, selbständig zu laufen. Puppenstuben. Tiere, alle möglichen, große und kleine. Puzzlespiele. Es ist einfach nicht aufzuzählen, was sie alles gemacht hatten. Und alles neben einem mühseligen Arbeitstag. Bis auf wenige Ausnahmen wurde ja auch Sonntags gearbeitet.

Die Russen waren erst vor Staunen stumm und gingen von einem zum andern. Und dann haben sie gespielt wie die Kinder. Auf dem Dreirad sind sie rumgefahren. Gottseidank war alles ja sehr solide und stabil, nicht wie die heutigen Spielzeuge. Alle mechanischen Spielzeuge wurden in Betrieb gesetzt. Hupen, Blasinstrumente, alles wurde ausprobiert. Es war ein großes Kinderfest für Erwachsene.

Zum Schluß nahm einer der Russen einen Schachtisch unter den Arm und wollte damit abziehen. Da kriegte er's aber mit Leutnant Kolka zu tun. Der sagte dann zu uns: „Schreit Zeter und Mordio, wenn hier einer sapsersapsen will.“

Ja, und dann kamen die Frauen und Kinder vom Waisenhaus. Mit einem kleinen Handwagen. Sie waren ganz erschüttert, als sie sahen, was sie alles haben sollten. Ihr kleiner Wagen war natürlich viel zu klein.

Sie mußten am nächsten Tag wiederkommen. Mit einem großen Wagen. Mit einem Pferd davor. Der Wagen wurde so voll, daß sie nebenher gingen und die Sachen festhielten. Wir sahen ihnen alle nach, wehmütig und zufrieden und unsere Kapelle spielte ein Volkslied.

Später hat diese Kapelle dem Lager 280/18 einen Flügel erspielt. In einem Wettbewerb mit einem anderen Lager. Die bessere Kapelle kriegte den Flügel. Und das war eben unsere. Das Leben im Lager hatte sich sehr verändert, seit wir gekommen waren.

Vom Lager 280/18 kam ich in eine Art kasernierte Hochschule. Es war gleichzeitig Offizierslager. Der Unterricht war sehr intensiv: Geschichte, Philosophie, dialektischer Materialismus, Nationalökonomie. Das Essen war äußerst knapp. Dabei wurden wir kariengerecht ernährt. Seitdem hab ich's gegen jede Art von wissenschaftlicher Ernährung.

Die Offiziere, die meisten vom Major aufwärts, sahen sehr von oben auf uns herab. Sie wanderten vornehm im Gespräch die Treppe vom Speisesaal herauf, ein Brettchen mit Brotwürfelchen in der Hand. Ich hab mein Brot immer gleich verzehrt und fand's lächerlich damit herumzuhüten, wo es sowieso nur ein Bruchteil von dem war, was ich hätte essen können.

Selbst in Griechenland bei den Partisanen hab ich den kleinen runden Brotlaib, den wir zwischendurch kriegten, immer gleich aufgegessen. Dabei dachte ich damals, was du jetzt isst, brauchst du nicht zu schleppen, und falls es dich erwischt, hast du das jedenfalls noch genossen.

Diese hier mit dem Brettchen und dem vornehmen Getue fielen mir auf den Wecker. Dabei bin ich natürlich ungerecht. Es waren nicht lauter eingebildete Affen. Aber geärgert hat es mich schon immer, daß Offiziere – auch in russischer Kriegsgefangenschaft – mehr zu essen kriegten als „Mannschaften“ wie's beim Kommiß heißt, und arbeiten brauchten sie auch nicht. Die Logik, die dahinter steckt, hab ich nie begriffen, und ich will sie auch nicht begreifen. Da kann man gern von Genfer Konvention und Übereinkommen reden.

Gefreut hat's mich jedenfalls, daß bei Schachspielen, wir haben richtige Schachturniere gemacht zwischendurch, die Offiziere gegen uns verloren. Und angeblich soll Schach ja gerade ein Spiel für Kriegskundler sein, mit Strategie und so. . Sie fielen jedenfalls – zur ihrer eigenen Überraschung – rein. Ich bin nie mehr als ein knapp mittelmäßiger Schachspieler gewesen. Aber Hans und Willi nahmen es mit ihnen auf.

Jeden zweiten Tag mußten wir Brennesseln pflücken. Wegen Gesundheit und Vitaminen. Sicher war's gut und richtig aber darum nicht weniger scheußlich. Die Hände waren wie gekocht hinterher und wenn sie eben wieder in Ordnung waren, war man schon wieder dran mit Pflücken.

Wir haben eine ganze Menge gelernt in diesem Jahr. Sicher mehr als man in einigen Jahren bei normalem Universitätsstudium mitgekriegt hätte. Ich entsinne mich sehr gut an den Professor Jansen. Ich hab nie wieder jemand getroffen, der schwierige Sachen so einfach und logisch erklären konnte wie er.

In der letzten Zeit wurde ich Schulungsleiter und prompt kriegte ich wieder Differenzen. Dies Mal mit einer unserer Betreuerinnen. Gertrud hieß sie, eine deutsche Emigrantin. Ich mochte sie gern. Sie war so sauber. Ich find kein anderes Wort dafür. Aber ich geriet immer aneinander mit ihr.

Einmal ging's um Amerika, das man als den Hort der Demokratie pries. Da konnte ich nicht mitpreisen. Ich hab wohl recht behalten. Es dauerte ja gar nicht mehr so lange, bis Mc Carthy kam.

Ein andermal war's Bebel. Plötzlich war alles gut, was er je gesagt und getan hatte. Sicher war sehr vieles gut und richtig, aber nicht alles. Ich mag so blankgeputzte Bilder nicht.

Die Zeit dort war sehr anstrengend. Ich war körperlich ziemlich runter. Dazu kam, daß ich keine Brille hatte und meine Buchstaben immer schön leserlich malen mußte, um sie nachher wiederzuerkennen. Schreiben taten wir auf einem Stück Sperrholz, das dann

mit Glas wieder sauber geschabt wurde. Papier war eine Rarität. Und das Lesen der Pflichtlektüre war wegen der fehlenden Brille natürlich auch sehr anstrengend. Gegen Mittag wurde ich meist so müde, daß mir die Augenlider immer wieder zufallen wollten. Tag für Tag führte ich einen standhaften Kampf gegen diese fürchterliche Müdigkeit.

In der Nähe des Lagers war ein Park, oder das, was vor dem Krieg einmal ein Park gewesen war. Wir hatten uns erboten, sonntags dabei zu helfen, ihn wieder in Ordnung zu bringen. Dabei trafen wir ein paar Deutsche aus Litauen. Die brachten Erde auf einem Tragebrett von einer Stelle des vollkommen verwüsteten Parks zur anderen. Solche Tragebretter mit zwei Griffen an jeder Seite waren in Rußland üblich wie bei uns die Schiebkarren. Ich glaube Sulka nannten sie es.

Ich hab nie wieder zwei Menschen gesehen, die langsamer mit so einer Sulka gingen, als diese beiden. Ein kleines Häufchen Erde lag in der Mitte auf dem Brett und sie krochen wirklich wie die Schnecken. Sie versuchten uns ihr Leid zu klagen, aber wir hatten keinerlei Verständnis für sie. Natürlich kann man verstehen, daß sie sich kein Bein ausrissen, aber sowas an Faulheit hätte ich einfach nicht für möglich gehalten.

Hier auf dieser Schule lernte ich Erwin kennen. Er war Bildhauer, gelernter, richtig gelernter, mit Lehre und Akademie. Wir verstanden uns gut. Alles, was ich je gelernt hab von Bildhauerei, das hab ich von ihm. Allzuviel konnte es natürlich nicht sein. Dafür war unsere Zeit zu knapp. Aber ich höre ihn noch:

„Vorsicht! Vorsicht! Nicht unterschneiden!“

„Langsam! Langsam, nachher fehlt da ein Stück!“

Ich hab's nie gelernt so zu arbeiten wie er, Schicht um Schicht gewissermaßen abzuschälen. Dazu war ich wohl immer zu ungeduldig. Aber auch, wenn ich Jahre später bei einer Skulptur mitunter dachte: „Na, na, bist du da nicht zu tief ins Holz geraten?“ ist es eigentlich immer gut gegangen. Aber seine Stimme klang mir oft im Ohr: „Vorsicht, nicht unterschneiden“, meist immer dann, wenn ich's gerade getan hatte. Schade, wir haben später nie wieder zusammen gearbeitet. Er saß in Ost und ich in West. Ich glaub schon, wir hätten ein gutes Gespann abgeben können.

In einem Nachbarlager waren Japaner von der Kwantung-Armee. Wir haben sie häufig gesehen, wenn sie morgens aufgereiht standen, beide Daumen im Gürtel und die Internationale sangen. Sie waren privilegierter als wir. Sie hatten einen Teepavillon, einen selbstgebauten natürlich. Erwin und ich waren ein paar Mal dort. Sie hatten uns eingeladen. Einer der Japaner zeigte uns ein Seidentuch, ein besticktes. Er nahm es ganz vorsichtig aus einem Kästchen. Er zog dabei die Luft durch die Zähne, um uns begreiflich zu machen, wie kostbar es war. Man servierte uns Tee und wir verstanden einander ohne ein Wort wechseln zu können.

Japaner zu zeichnen ist schwierig. Ich war nicht sehr erfolgreich dabei. Immerhin wurde mir klar, daß der entscheidende Unterschied zu unseren westlichen Gesichtern der ist, daß ihre Nasenwurzel auf gleicher Ebene mit den Augen liegt.

Etwa ein Jahr war ich in diesem Lager. Dann wurde ich entlassen. Einen sehr schönen italienischen Militärmantel kriegte ich mit auf die Reise, und eine Rotarmistenmütze, ohne Stern freilich, wollegefüttert, die ich Jahre getragen hab, mit der ich unser Haus gebaut hab und die mein kleiner Enkel und mein Hund gleichermaßen eifersüchtig hüteten. Zu der Ausrüstung gehörte dann noch ein kleines Säckchen mit Reiseproviand und ein paar weiße gestrickte Baumwollhandschuhe, die ich freilich nie getragen hab aber doch jahrelang aufbewahrte.